

[Nachdruck verboten.]

25]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Er setzte seinen ganzen Stolz in eine Pferdezucht, die schon sein Vater mit gutem Glück betrieben, und war kürzlich zu einer Prämierung von Arbeitspferden mit zwei Kohlfüchsen gefahren, deren Anblick, wie er oft geprahlt hatte, „die Kommission umreißen und alle anwesenden Pferde in den Grund und Boden schlagen müsse“. Statt dessen hatte man ihn zurückkommen sehen ohne Preis, zornig und schimpfend über die Kommission, die zusammengesetzt gewesen sei aus lauter Eseln. Im Dorfe verspottete man ihn; jeder wußte, die Kohlfüchse waren für Arbeitspferde zu schwach befunden worden, und nun setzte Peter seinen Kopf darauf, sie zu den stärksten Pferden weit und breit zu machen, und hoffte nur auf die Gelegenheit, einen glänzenden Beweis davon zu geben, daß ihm dies gelungen sei. Der ersehnte Augenblick schien endlich gekommen. Wenn die Maschine am Getreide des Bürgermeisters und an dem der Umgegend ihre Schuldigkeit getan haben würde, sollte sie im Hof Peters am unteren Ende des Dorfes aufgestellt werden, und er hatte die Zeit, sie abzuholen, kaum erwarten können. Am bestimmten Tage, das Lokomobil war noch im Gange, erschien er schon, mit einem Gesicht so aufgeblasen wie ein Luftballon, hinter ihm sein Knecht, der die angeschirrten Kohlfüchse am Zügel führte. „Was willst mit den Pferden?“ fragte der Bürgermeister: „warum bringst nicht ein paar tüchtige Ochsen? Die Pferde halten Dir die Maschine über den Berg nicht zurück.“ — Barosch und Anton, die eben dastanden, einige jüngere Leute und alle Tagelöhner waren derselben Meinung; sogar Pabel, der mit einem Auftrag vom Förster an den Bürgermeister geschickt worden, erlaubte sich, in Gegenwart der Notabilitäten den Mund aufzutun, und sagte: „Und der Maschine kann das größte Unglück geschehen.“

Peter schob die kurze Peise aus dem linken Mundwinkel in den rechten und den Hut weiter zurück ins Genick. „Spann ein,“ befahl er kurz und gebieterisch dem Knecht und zog den Gäumen die Stränge vom Rücken.

„Wart,“ rief der Bürgermeister, „wirfst doch so nicht fahren, wirfst doch früher das Feuer herausnehmen lassen.“ Er öffnete die Tür des Kohlenbehälters, und Barosch näherte sich mit dem Schüreisen; aber Peter donnerte ihn an:

„Laß bleiben! so wie sie dasteht, so ziehen meine Ross' sie fort.“ schlug die Tür des Kohlenbehälters wieder zu, half dem Knecht einspannen und ergriff die Leitseile und die Peitsche.

„Hü!“ ein mächtiger Schnalzer; die Pferde zogen an, sprangen zur Seite, sprangen in die Höhe, und erst auf einen zweiten und dritten Schnalzer legten sie sich ins Geschirr, daß die Stränge krachten . . . vom Fleck bewegt war die Maschine. Peter schrie; sein Knecht schrie; die Bauern und die Tagelöhner standen staunend; denn wirklich — die Kohlfüchse zogen das Lokomobil bis zum Ausgang des Hofes. Von hier an ging's von selbst; sachte abwärts neigte sich der Weg und mündete breit auslaufend in die Dorfstraße. Auf dieser ward die Senkung jäher; Pabel lief hinzu und wollte die Räder sperren; Peter jedoch, völlig berauscht von Uebermut und Prahlucht, stieß ihn hinweg: „Ich brauch das nicht,“ rief er; „ich fahr ohne Sperr“.

„Narrheit,“ meinte Anton, weil's ja doch immer steiler abwärts ginge, und Peter lachte; wenn auch, um so schneller würden seine Pferde laufen, und er vermaß sich, die Maschine im Trab in seinen Hof zu führen.

Die Verkündigung dieses Wagnisses erregte Hohn und Neugier. Ein Hauptspatz war's doch, dem Kunststück zuzusehen. Nur Anton empfand ungemischten Unwillen, kreuzte die Hände mit einer bedauernden Gebärde und sprach: „Läßt sich nichts sagen, wird schon sehen.“

„Ihr werdet sehen, Ihr! was meine Fuchsen können,“ gab Peter zurück, ging, in jeder Hand einen Zügel, mit großen Schritten neben den Pferden her, rief aber nicht mehr „Hü“, sondern — „G-o-h-o“.

Die Pferde hielten der gewaltigen Last wacker stand, die hinter ihnen rasselte und drängte, sie trocken förmlich mit eingezogenen Kreuzen, die Köpfe gehoben, die Hälse starr, die Kammete hinaufgehoben bis an die Kinnladen. Peter hing sich an die Leitseile, so fest er konnte.

„Laß nur die Ross' nicht ins Laufen kommen, um Gottes Willen nicht!“ rief ihm der Knecht über die Pferde hinüber zu, und er gab keine Antwort; ihm gruselte schon beim Gedanken an seine Großsprecherei mit dem Trabsfahren. Ein paar Schritte noch, dann kam die erste quer über den Weg gezogene Wasserrinne, auf die hoffte er, da wird das schwere Uding einen kurzen Augenblick aufgehalten, da tun die Fuchse einen Schnaufser.

„D — ho! — D — ho! —“ ein Ruck — die Vorderäder fahren in die Vertiefung, gleich darauf aber wieder heraus, und zu gleicher Zeit springt die von Peter so nachlässig zugeworfene Tür des Kohlenbehälters auf, und dessen Inhalt strömt den Pferden auf die Groupen, auf die Sprunggelenke . . . sie werden wie rasend. . . Kein Wunder. —

„Sperren, — sperren!“ brüllte Peter nun, — es war viel zu spät; es gab kein Halten mehr. Im Galopp ging's den Berg hinab; die Maschine krachte und polterte, und Peter, in den Leitseilen verhängt, halb laufend, halb geschleift, stürzte nebenher. Ein heulender Schwarm folgte ihm nach; andere standen in Gruppen wie angenagelt auf dem Fleck. Deutlich sah jeder vor Augen, was im nächsten Moment geschehen mußte. Der abschüssige Weg bildete eine zweite tiefere Rinne und führte dann um die Ecke an der Planke des Wirtschaftsgartens und an der ihr gegenüber liegenden Mauer, die den Hof Peters einfasste, vorbei, in deren großen Torbogen noch einzulernen die reine Unmöglichkeit war. Wie die Pferde links hinjagen, wie die Maschine sich links überneigt, schon im Sturze begriffen, gibts nichts anderes als das Zusammenbrechen in dem Graben — und dem Peter, dem Gnade Gott, der geht hinüber ohne Absolution, der wird zerquetscht zwischen Planke und Maschine . . . Alle wußten es; alle starrten auf den Fleck hin, auf dem das Ereignis sich vollziehen sollte; einige erhoben ein rasendes Geschrei, diese fluchten, jenen erstarrte der Laut in der Kehle; jeder hatte einen anderen Ausdruck für seine Spannung, seine Angst; vereinzelter scholl sogar ein sinnlos wiederndes Gelächter. Daß etwas geschehen könne, um das Unglück zu verhindern, fiel keinem ein . . . Und wie die Leute so durcheinanderliefen oder dastanden und die Hände über den Kopf zusammenschlugen, sahen sie auf einmal Pabel wie einen geschleuderten Stein auf die Planke zuspringen, den Eckpfeiler ergreifen und rütteln . . . Ein Rätsel, ein Wunder, wie ihm der Einfall gekommen war: Zwischen Planke und Maschine muß Peter zerquetscht werden; wenn keine Planke da wäre, würde er nicht zerquetscht; fort also mit der Planke! . . .

Alles geschah zugleich. — Der Athletenstärke des Burschen wich der Pfeiler, sank, riß ein Stück von der Planke mit, und zugleich tat das Lokomobil seinen schweren Sturz. Rauch dampfte, Staub wirbelte, Pferdefüße feuerten aus in die Luft . . . Männer und Frauen und feste Kinder drängten heran. Ein paar alte Weiber, die von Peter nicht das Mindeste sehen noch hören konnten, stritten darüber, ob ihm beide Arme oder beide Füße abgeschlagen seien. „Wenn nur i h r nichts abgeschlagen ist“, seufzte der neue Bürgermeister und meinte die Maschine, und sprach damit die Empfindung der meisten anwesenden Männer aus. Eine allgemeine, sehr lebhaft Besorgnis um das gemeinsame Eigentum äußerte sich und mit ihr zugleich der Groll gegen den, der es leichtsinnig gefährdet hatte.

Peter war blutend und zerhunden unter dem Lokomobil hervorgezerrt und auf die Beine gestellt worden; doch kümmerte sich niemand darum, daß er wieder hinfiel, und als er ganz heiser leuchtete: „Die Ross' . . . helft ihnen!“ stieg der Unwille; wenig fehlte, und er hätte Prügel gekriegt. Pabel aber dachte: „Wenn i ch nicht gesehen wär, wär er jetzt hin!“ und dabei ergriff ihn eine selbstgefällige Nührung und eine Art Wohlwollen für seinen schlimmsten Feind; er trat zu ihm, und als er bemerkte, daß ihm Blut aus dem Munde floß, sagte er ihn unter die Schultern und zog ihn ein Stück weiter.

im feinen herabgesunkenen Kopf auf eine kleine Erhöhung des Rasens zu betten . . . Plötzlich aber und sehr unsanft ließ er ihn niedrfallen; — ein durchdringender Schrei hatte an sein Ohr gezellt: „die Vinska!“ durchzuckte es ihn . . . „der Teufel führt die jetzt her — die Vinska!“

Sie war's; sie hatte Peters Abwesenheit zu einem Besuch bei ihrem Vater benützt und, kaum aus der Hütte getreten, den Lärm auf der Straße gehört und die Leute von allen Seiten in der Richtung nach ihrem Hause zustürzen sehen. Von Angst erfaßt, war sie quer durchs Dorf, war durch den Wirtshausgarten gelaufen, und das erste, was sie dort erblickte, das war ihr Mann, mit Blut überströmt im Grase liegend, und Pabel über ihn gebeugt — unverletzt.

Ein wilder Verdacht loderte, Besinnung raubend, toll machend, in ihr auf. „Schurk, das hast du getan!“ rief sie, ballte die Faust und schlug Pabel, der stumm und erschreckt zu ihr emporschaute, ins Gesicht.

Da mähtigte Anton den Eifer, mit dem er geholfen hatte, die Fische aus den Strängen zu wickeln, wandte sich und sprach gelassen: „Nicht schimpfen, lieber bedanken; wenn der nicht zugegriffen hätt, hättest du jetzt einen Mann so dünn wie ein lebzelter Reiter.“

Die Aeußerung erweckte Heiterkeit; nur Vinska achtete ihrer nicht, wußte überhaupt nichts von dem, was vorging. Sie hatte sich neben Peter auf den Boden geworfen und war in Schluchzen ausgebrochen. Pabel stand langsam auf von seinen Knien; starren Blickes schaute er zu, wie sie den Verwundeten herzte und küßte; mit Fieberschauern hörte er ihr zu, wie sie ihn beschwor, nicht zu sterben, und den rohen Gefellen ihr teures Seelchen nannte, ihr Glück, ihr Leben, ihr eines und alles. Leidenschaftlich glühten Pabels Augen sie an; ein weißer Rand bildete sich um seine aufeinander gepreßten Lippen, und zwischen den dichten Brauen und auf der Stirn ballte sich's zusammen, ein Gewitter von finsternen, quatsvollen Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Moslim.

Von R o d a R o d a.

Die Geschichte, die ich da erzählen will, ist am 9. oder 10. August 1902 passiert. Ich war damals bei meinem Bruder zu Besuch — in Bjeli-Schéhir in Bosnien. Mein Bruder ist dort Arzt — schon seit vielen Jahren.

Bjeli-Schéhir ist eine Stadt des Islams. Drei Viertel der Bevölkerung sind Moslim. Mein Bruder gilt bei ihnen viel — fast so viel, als wär er ihresgleichen.

Eines Morgens sah ich mit ein paar Herren auf der Veranda — lauter Beamten, Oesterreichern — da kam ein junger Moslim, Edhem-Beg hieß er, vor unser Gartengitter und lud mich ein, ihm zu folgen. Er war beritten und hielt ein anderes, lediges Pferd an der Hand.

Ich war zum Reiten nicht gekleidet und noch weniger gelaunt und lehnte ab.

Er hat aber dringend, in seinen Worten war Ernst — ich merkte, Edhem-Beg wollte mir mehr sagen, aber nicht hier, vor den Herren.

Ich trabte mit ihm davon. Trabte eine viertel, eine halbe Stunde, eine Stunde auf der staubigen Landstraße und wußte nicht, wohin und wußte nicht, warum, Edhem-Beg schwieg.

Da fragte ich ihn endlich nach unserm Ziel.

„Zur Kula mrines Vaters,“ sagte er.

„Kula“, „Turm“ nennen die Moslim ihre Sommerbillen. Sie sind auch turmartig erbaut — noch von der Zeit her, wo man sie verteidigen mußte.

Ich war noch nie auf dem Turm des alten Hadji Hafis gewesen — wie weit mag's dahin sein? Aber Edhem schonte die Pferde nicht — da dachte ich mir, wir mühten bald da sein.

Es dauerte drei Stunden. Dann wies Edhem-Beg auf ein Haus im Grünen — ich fiel im Schritt und ließ Edhem-Beg voraus. Denn es konnten Weiber im Hof sein, die sich vor mir, dem Fremden, erst verbergen mußten.

Im ersten Stockwerk des Turms fand ich den alten Hadji, Edhem-Begs Vater. Drei oder vier ebenso alte langhärtige Männer mit ihm. Der eine mit einer weißen Binde am Ges — also ein Kadi. Der andere ein Mufti, ein Theologe — er trug blaue Hosen. Der dritte ein Hadji, Mellapilger, mit einem gelbgestickten Turbantuch. Und wer der vierte war, weiß ich bis heute nicht.

Sie hockten auf den Sofas, rauchten und tranken schwarzen Kaffee.

Edhem-Beg brachte mit ein Täßchen Kaffee, ein Glas Scherbet und Marmelade von Rosenblättern. Das ist die Ladung zu längerem Verweilen. — Was mögen sie von mir wollen — und, da Edhem-

Beg, der Sohn des Hauses, selbst bedient und mit gekreuzten Armen an der Tür stehen bleibt: Warum sind sie so höflich?

Der Kadi drehte eine Zigarette und reichte mir sie.

„Bist Du ermüdet?“ fragte er nach einer Weile. Er wird hier wohl den Wortführer spielen.

Und wieder nach einer Weile: „Der gnädige Kaiser Franz Josef — ist er wohl gesund?“

„Ich danke,“ sagte ich lächelnd, „so viel ich weiß, ist er gesund.“

Der Kadi — wieder nach einer Weile: „Ob er wohl selbst die Telegramme öffnet, die man ihm schickt?“

Ich schwieg, ich wußte nicht recht, was es sollte. (Das Staunen hatte ich mir dortzuland abgewöhnt.) — Da setzte der Hadji seine Pfeife ab und sagte mit kaum unterdrückter Erregung: „Ja, Leute, meine, man kann dem Kaiser gar nicht telegraphieren.“ Mit einem fragenden Blick auf mich.

„Gewiß kann man ihm telegraphieren, Hadji. Und er wird das Telegramm auch bekommen. Selber öffnen freilich wird ers nicht.“

Der Hadji nach einer Weile — immer nach einer Weile, die Moslim überlegen, ehe sie reden: „Glaubst Du, daß der gnädige Kaiser heute noch das Telegramm bekommen kann?“

„Wenn man es gleich abschickt — warum nicht?“

„Ich sage, wir senden es sogleich ab. Wann, meinst Du, kann es in Wien sein?“

Es ist jetzt wohl fünf à la turca, zehn à la franca. Ich rechne, Edhem braucht drei Stunden nach der Stadt . . .

„Er wird anderthalb brauchen.“

„Gut. Dann ist er um zwölf à la franca auf dem Amt. Eine halbe Stunde später hat der Kaiser Euer Telegramm.“

„In Wien?“ fragten sie verblüfft.

„In Ischl. Ich glaube, er ist jetzt in Ischl.“

„Oh, nicht in Wien?“ — Sie waren allesamt niedergeschlagen.

„Das ist ja ganz gleichgültig — Ischl oder Wien.“

„Wenn Du aber gar nicht weißt, Effendüm, nicht sicher weißt, wo der Kaiser ist . . .“

„Wacht nichts — die Leute auf dem Telegraphenamte werden es schon wissen.“

„Und Du verpfändest uns Deinen Glauben, daß der Kaiser in einer halben Stunde das Telegramm haben kann, wenn er auch nicht in Wien ist — und Ischl vielleicht noch Tagereisen hinter Wien liegt?“

„Es liegt Tagereisen hinter Wien, und ich verpfände meinen Glauben.“

Da zuckten sie die Achseln — wie einer, der da sagen will: auch wir haben schon verlernt, uns zu wundern.

Sie zündeten neue Zigaretten an, sie tranken neue Tassen, dann begann der Kadi: „Effendüm, hast Du heute den Telal gehört?“

„Telal“ ist ein Ausrufer, ein Herold.

„Er hat am Morgen in Bjeli-Schéhir verkündigt: in vier- undzwanzig Stunden wird Rustam Selimagitsch aus Prijedor im Hofe des Kreisgefängnisses von Bjeli-Schéhir gehängt werden. — Hast Du den Telal gehört?“

„Nein.“

„Dann glaube uns, wenn wir Dir's sagen.“ — Alle fünf blickten mich an.

Ich empfand einen Wortwurf in den Blicken. So, als sei ich mit schuld an dem Tod, den ein österreichischer Henker morgen einem Moslim bereiten wird.

Da begann der erregte Kadi wieder: „Effendüm, ich will Dir nichts beschönigen, laß Dir die Wahrheit sagen, Bruder: Rustam Selimagitsch und noch ein anderer, ein Serbe, sind Sägearbeiter gewesen in Prijedor bei der französischen Gesellschaft. Laß Dir die Wahrheit sagen, Bruder: sie empfingen eines Tages ihren Lohn und sollten nach Haus. Aber sie verpraßten das Geld in den Schenken — zwei, drei Tage haben sie getrunken und geprakt. Haben endlich Rod und Hundschuh in den Schenken gelassen und sind barfuß und bettelarm über's Gebirge gezogen, nach Haus, und haben sich den ganzen Weg geschämt: was werden unsere Weiber sagen, unsere Mütter? Dann hat ein Wanderer sie um den rechten Weg gefragt. Der Wanderer trug einen Rod, Schuhe an den Füßen und noch ein Paar neue Schuhe im Känzel; und trug auch wohl Geld im Gürtel, denn er ging frei und aufrecht, wo sie schlüpfen. Da haben sich die beiden durch einen Blick verständigt und sagten ihm: Komm nur, wir führen Dich den rechten Weg — und sind mit ihm in den Wald gezogen. Haben dreimal gefastet und dreimal nicht den Mut gefunden; und endlich, am späten Abend, als er schon mißtrauisch war und maukte, da hat Rustam Selimagitsch ihn mit einem Knüttel auf den Schädel geschlagen, und der Serbe hat den Mann gehalten.“

Der Kadi verstummte, die vier andern nickten bekümmert.

„Und dann?“

„Dann raubten sie ihm das Geld, den Rod und die Schuhe und ließen ihn für tot liegen und stoben davon. — Der Mann aber war nicht tot, er quälte sich noch zwei Tage in der Einsamkeit — und so fanden ihn die Hirten: mit eingeschlagenem Schädel im Walde. Das Gehirn lag bloß, die Würmer fragen es schon. Aber laß Dir die Wahrheit sagen, Bruder: die Hirten trugen den Mann zu Tal — und zu den Gendarmen — und die Gendarmen riefen Aerzte — und die Aerzte klaubten die Würmer aus und vernähten den Schädel — und der Mann lebt und hat die Räuber beim Gericht verklagt.“

„Und sie sind zum Tode verurteilt worden?“
 „Zum Tod. Alle beide.“
 „Zum Tod — und der Mann, den sie erschlagen wollten, lebt?“
 fragte ich.
 „Zum Tod — und er lebt. Was willst Du — wir haben strenge Gesetze, strengere als Ihr in Oesterreich. Auf Straßenraub schon steht bei uns der Strang. Morgen soll Ruftam Sclimigisch gehängt werden.“
 Da war wieder eine bellommene Stille in der Munde, bis der alte Hadji-Beg sie brach:

„Und nun bitten wir Dich, Effendüm — bitten Dich, wie eine Mutter für ihren Sohn bittet — wir Moslim für einen Moslim: telegraphier' Du an den gnädigen Kaiser und siehe ihn in unserem Namen an und füge Deinen Namen hinzu — und stell' ihm vor, daß der Verräuber ein Moslim war und dem Räuber, wieder einem Moslim, verziehen hat; und da der Verräuber dem Räuber verziehen hat, möge der gnädige Kaiser nicht grausamer sein als das Opfer und als der Kor'an und Schitap — und möge ihm das Leben schenken, weil auch Gottes Gnade in diesem Fall kein Leben umkommen ließ. Telegraphier, Effendüm, ich bitte' Dich, an den gnädigen Kaiser.“

Gegen Mittag hielten Ephem-Beg und ich auf dampfenden Pferden vor dem Telegraphenamt von Djeli-Schehir.

Dann warteten wir bis zum Abend, was es werden sollte. Ueberall in der Stadt sprach man erregt von den bevorstehenden Hinrichtungen. Im Türkenviertel saßen die Leute gedrängt in den Cafés, den kleinen Läden der Krämer, der Barbier. In der Serbenstadt standen sie in Haufen auf der Straße, und alles erzählte und gestikulerte.

Ich blieb beim jungen Ephem-Beg. Da sahen wir draußen einen Landauer mit zwei Schimmeln vorfahren.

„Der Vater,“ sagte Ephem. „Es hat ihn auf dem Turm nicht geduldet.“

Der alte Hadji Hafis trat ein, mit dem langen Pilgerstab in der Hand — eine Wildheit im Blick und Ungeduld in jeder Bewegung. Ich hatte ihn noch nie — und überhaupt keinen Moslim — so gesehen.

Als er mich erblickte, streckte er mir beide Hände entgegen. „Ah, komm, komm, Effendüm, mit mir aufs Gericht!“ — Daß eine Antwort aus Jisch nicht gekommen war, hatte er schon auf dem Telegraphenamt erfahren. „Komm mit mir aufs Gericht! Dort verstehen sie mich nicht, ich verstehe sie nicht — Du wirst ihnen meine Zunge reden.“

Wir fuhren. Der Hadji Hafis ließ sich beim Präsidenten melden. Wir fanden schon Besuch dort — den langen Peter Rumowitsch, Kirchenältesten der Serben — und der Präsident mußte zu beiden nur einmal reden, zum Serben und dem Moslim, denn beide wollten daselbe.

Sie wollten, daß man den Verurteilten heute Abend nicht das Urteil lese. Beide, die Moslim wie die Serben, hatten an den Kaiser telegraphiert und hofften auf Begnadigung. Wenn die armen Schlucker aber begnadigt würden — wozu ihnen Todesangst einjagen durch Verlesung des Urteils? Wartet doch lieber, bis der Kaiser geantwortet hat!

Der Präsident lächelte hilflos.
 „Ja, Gott . . .“ sagte er, „seht mal, Leute: es tut mir ja selbst fürchtbar leid, aber meiner Vorschrift muß ich genügen. Die zwei sind rechtskräftig verurteilt — Seine Majestät hat dem Recht freien Lauf gelassen — die Justifizierung wird also morgen um sieben Uhr früh stattfinden müssen. Und das Gesetz verlangt, daß ich den Verurteilten zwölf Stunden vorher das Urteil verkünde.“

„Wenn wir Moslim aber telegraphiert haben, Effendüm?“
 „Auch wir Serben, Gospodine?“
 Der Präsident ging im Zimmer umher, lupfte die Äpfeln und schnalzte mit den Fingern.

„Donnertwetter, Donnertwetter — jedesmal kommt ihr mir mit Euerm Telegraphen. Ja, hat es denn schon je genügt? Glaubt Ihr denn wirklich . . .? Ueber die Sache ist doch Worttag gehalten worden. So was wird ja oben nicht über's Knie gebrochen. Da ist Seine Excellenz, der Minister, der das bosnische Ressort hat — da sind die Sektionschefs — da ist der Vorstand des Zivilkabinetts — ja, seht, Leute: alle diese Herren geben ihre Meinung ab und haben ihre Meinung abgegeben — Seine Majestät hat darauf geruht, sich allergnädigst zu entschließen . . . glaubt Ihr wirklich, daß solche Entschlüsse einem Telegramm zuliebe umgestoßen werden? Ich glaube es nicht. Geht ruhig nach Haus und bescheidet Euch. Ich kann nicht helfen, ich muß das Urteil verkünden.“

(Schluß folgt.)

Die Ausstellung der Sezession.

Von Robert Breuer.

I.

Man hört des öfteren mahnen, daß es notwendig sei, das Kunstwerk naiv zu betrachten. Naiv, das heißt: schweigend genießend, andächtig empfangend, freudig glaubend. Solche Art ist

gewiß zu loben und hat ihren Lohn in sich selber. Indes, sie ist doch nicht die einzige, auch nicht die höchste. Es gibt noch eine andere Art, vor Kunstwerken zu stehen: bei ihr steigert sich das Anschauen zu einer Auseinanderziehung, zu einer Analyse der Bestandteile des einzelnen Objektes und der Zusammenhänge, in denen es wuchs. Die Zusammenhänge sehen und die Entwicklungslinien, die von einem Werk zum andern führen, herausfühlen, das ist wohl eine minder kurzweilige, aber eine desto mehr Kräfte bergende und den Enthusiasmus spannende Art des Kunstanschauens. Jetzt erst sieht man den Sinn und das Temperament alles Gewordenen, sieht alles Gewordene als werdendes. Nun gewinnt man erst den Maßstab, subjektiv genießend, den objektiven Wert des Erregers festzustellen. Nun empfängt man erst Witterung von den Zielen, auf die hinaus all die bunte Vielheit der Erscheinungen, bewußt oder unbewußt, gerichtet ist. So laßt und denn, ohne daß darüber die Naivität Schaden leide, aus dem, was diese Ausstellung der Sezession zu zeigen hat, die Entwicklungslinien aufdecken.

Wer Augen hat, wird bald die Begrüchtung der jüngsten Produktion zu spüren wissen. Sie ist schon oft genug festgestellt worden, sie war die Ursache, die eigentliche, wenn auch verborgene der letzten Verfassungskämpfe im Körper der Sezession; sie wurde uns längst durch Parallelererscheinungen in der Literatur des Romans und des Dramas, auch in der des Welterkennens bestätigt. Diese Begrüchtung weist, um es auf Formeln, auf immer einseitige Wortspiele zu bringen: vom Naturalismus auf das Erlebnis des Geistes, vom Detail auf das Monumentale, von der Verbosität des Impressionismus auf die rhythmische Ausgeglichenheit des Expressionismus. Da hätten wir nun die beiden Worte, das eine, das die Eindrücke meint, das andere, das die Umprägungen, die vom Persönlichen durchgehende Auslegung des Eindruckes umfassen möchte. Zwei Worte nur, und schließlich doch zwei Welten des Anschauens und der Daseinsführung. Gewiß, es wird oft schwer halten, deutlich zu scheiden, wo Impression, wo Expression; zu zeigen, wann die Hieroglyphe, die alle Malerei von der Natur abstrahieren muß, aus dem Abbild zur Form, aus dem Zweck zum Mittel wurde. Ist es doch auch oft schwer zu sagen, wo das Kind aufwört und der Erwachsene beginnt, oder wann die exakte Historie zur logischen Spekulation wird. Niemand bestreitet, daß die Grenzen zwischen solchen Provinzen des geistigen Lebens schwanken und ineinander fließen; aber die Provinzen bleiben immerhin Tatsachen. Es gibt Jahre des Sammelns und Jahre des formenden Bauens, Jahre der Analyse und solche der Synthese. Wobei man nur nie vergessen darf, daß es in solchen Wechsel niemals einen Stillstand gibt; immer wieder drängen neue Eroberer von heute gegen die Siegesmale von gestern. Auch das, was wir heute halb töricht, halb schüchtern als Expressionismus bezeichnen, wird nicht das Ende sein; aber es bedeutet eine Etappe, daran ist nicht mehr zu zweifeln.

Die Impressionisten. Das Programm fordert die Einfangung des pulsenden Augenblicks, die Spiegelung der zuckenden Wirklichkeit, den Schrei des Bildes und das Temperament seines Trägers. Wenn dem so ist, dann möchte man wissen, was Joseph Popenheimer hier zu suchen hat. Sein Damenbildnis ist nichts als eine mißratene und obendrein geschmacklos und schlecht gemalte Maskerade. Mit Fritz Rhein steht es kaum besser; zum mindesten sind seine Porträts abgetötet, hart in Linie und Farbe, sind ohne Grimasse, ohne Geste, ohne psychisches Ornament. (Ornament heißt nicht Zutat, heißt Extrakt.) Wesentlich sympathischer ist schon Baluschek, weil er mit schlichter Sachlichkeit genau das schildert, was er sieht. Zwar vermag er nicht anzuschauen, vermag nicht, anschauend das Eigentliche, den Takt, den Herzschlag zu erfassen; er bleibt am Boden, im einzelnen, in den Kleinigkeiten der Vergänglichkeiten. Doch juch er über solche Enge nicht hinwegzutäuschen, und das verjöhnt mit diesem hahnbüchernen Registrator. Die „Mittagspause auf dem Fabrikhof“, die er diesmal zeigt, ist sogar wieder einmal eine schöne Sammlung seines beobachtenden Talentes. Weinache ließe sich sagen, daß aus den fleißigen Notizen ein Bild wurde; es blieb aber wohl doch noch zu sehr Reproduktion des Zufälligen. Um einige Grade dem Leben näher kommt Bischoff-Culm; hier und da scheint er es zu erreichen. Die Frauen, die von der Arbeit kommen und durch die gelben, von magerem Gras überrieselten Dünen schreiten, haben einiges von dem Geruch der Arbeit im Brand der Sonne und im Sturm des Meeres. Es fehlt aber die Tazze, das Zuschlagende.

Merkwürdig genug, daß etwas von solchen Energien in Thomas Waldlandschaft aus dem Jahre 1892 zu spüren ist. Man möchte kaum glauben, daß der damalige Meister, der mit Leidenschaft das Erbe Courbets und Daubignys verwaltete, derselbe ist, der heute seine hüftelnden, sentimentalen Vitancien über Heimatkunst säufelt. Daß aber auch im Alter die Fähigkeit der Jugend beharren kann, beweist so recht im Gegensatz zu Thoma Josef Israëls. Das Selbstporträt, das hier von ihm hängt, läßt nicht nur des Motives und der Stimmung wegen an das gewaltige Altersbildnis Rembrandts denken. Wohl fehlt dem aus blaugrauem Nebel, aus farbiger Materie sich organisierenden Antlitz Israëls das Dämonische, das unter Gewittern Aufschauende, das Uebermenschliche; es bleibt aber doch genug der Selbstschauung, des sinnlichen Versenkens und der malerischen Sammlung. Man muß es sagen, daß gerade dieses Wesen vom eigenen Greientum

Heullich zeigt, um wieviel höher das Menschliche (im Sinne der Malerei) des holländischen Klassikers über dem seines besten deutschen Schülers steht. Wir sind uns wohl darüber einig, daß Liebermann der modernere Techniker, der raffiniertere Kurzschreiber ist; es dünkt uns aber, als wäre Israëls die umfassendere und reinere Empfindung. Jedenfalls: Liebermann entspricht diesmal nicht der Vorstellung, die er uns durch sein über die Jahre greifendes Werk aufzuwagt. Sein Selbstbildnis ist mehr virtuos als wahr; das andere Porträt bleibt ein wenig mager. Die Schilddrüse vom „Barmherzigen Samariter“ schließlich beweist, wie das schon des öfteren geschah, daß Liebermann, der Impressionist, nur das Gesehene, nicht das Erjonnene lebendig zu gestalten vermag. Eine Feststellung, keine Wertung. — Von denen um Liebermann verdient wie immer Kardorff besondere Aufmerksamkeit; es scheint sogar, als wäre er mit dem Bildnis seiner Frau zu bisher nicht erreichter Selbstständigkeit gekommen. Ernst Oppler ist noch schlechter geworden, als er immer war; er gleicht einem Traubanten, der je länger er um den Meister kreist, desto ohnmächtiger wird. Wieviel gesünder ist da Philipp Frank. Auch er ist vorwärts gekommen. Vielleicht stand er nie mit Liebermann in direkter Verbindung, jetzt entfremdet er sich jedenfalls immer weiter von dessen Art. Er wird sehr farbig, verliert die Härte, die auf seinen Bildern oft fürchte, malt flüssiger, sinnlicher. Er ist so recht eine Frucht der Konsequenz; wie oft hat er seine „Badende Knaben“ gemalt; wie oft er aber auch an diesem, sich gleichbleibenden Objekt getwachsen und reifend jung geworden. Die beiden Hübner sind einander glücklich. Sie dienen nach dem gleichen Prinzip und weichen, vom Morgen zum Abend, der eine nicht von seinen Küstern-Bildern, der andere nicht von dem Interieur. (Selbst wenn Heinrich einen Weinberg malen will, wird daraus ein Innenraum, ein mit Trauben besetzter.) Das ist es eben, Heinrich Hübner kann die Deforation nicht überwinden; er bleibt stets kunstgewerblich. Ulrich ist zweifellos der Stärkere; er kennt die Häfen, deren rauchschwere Luft und zähes Wasser. Diesmal aber sind ihm die Bilder, die er sucht, nicht gelungen.

Als ein Maler im Sinne des Prozesses, des farbigen Schwelgens und des Pinselschwingers, steht Louis Corinth breitbeinig und kraftschwer auf dampfender Erde. Er ist einer, an dem man vom Staub und vom Gedanken gesunden kann, einer, dem das Leben, wenigstens solange als er es malt, eine Lust ist, ein Jubel, ein Triumph. Fleisch ist ihm ein Evangelium, weißes, vom Blut durchleuchtetes, unter Griffen federndes, die Luft erhitendes Fleisch. Er hat ein Stilleben gemalt, ein großformatiges, von hinreißender, fanatischer Gewalt. Darauf steht ein Mädchen, eine pralle Dirne, vor einem Tisch, der zu brechen scheint unter der Last gehäufter Zungenlüste. Und nun dieses Mädchens Fleisch, wie steht es, wie lebt es, wie jauchzt es gegen das Fleisch eines gepufften Schwanes. Solch Duett der Animalität läßt sich mit Worten kaum vermitteln, man muß es sehen, muß es mit den Augen trinken. Auch ein Reh liegt unter dem köstlichen Fraß. Das Fell ist wie ein seidiges Streicheln; es anzusehen ist wie ein melodisches Kasten. Ein Fasan daneben sprüht in goldenen Funken; Fische schillern in metallischem Blau; ein Blumentohl sämeltert wie Pautenschlag in solcher Eroica der Schlemmerei. Mit diesem Stilleben hat Corinth den Namen des Barock, dem Jordans, selbst dem Rubens, ein aussichtsreiches Match geboten. Gegenüber solch einer mit Temperamenten daherstürzenden und doch akademisch gebändigten Malerei kann selbst Levoigt nur schwer bestehen. Er ist momentaner, gereizter, großzügiger als der Hercules des Fleisches; er ist geistreicher, umfassender, anpassungsfähiger, kultivierter. Ist aber gerade darum auch gefährdeter; er kann leichter an der Oberfläche, am Geschmacklichen, am Virtuosen haften bleiben. Er hat einen Kavallerie-Leutnant auf die Formel gebracht. Man spürt das Classische, das Blasierte, den Geruch des Pferdes. Der blaue Kerl sieht auszeichnet in Leeren, ein Lebender, der durch den Pinsel aus dem Handgelenk des Malers seine Seele bekam. Nicht minder amüsant sind Clebogs Impressionen aus dem Leben der Georgiritter. Er fängt das Dünnblütige, Aristokratische, aber auch die nervöse Sinnlichkeit solch einer pilantischen Mischung aus blauer Seide und metallischen Effekten, aus straffer Haltung der Wachen und repräsentativer Beweglichkeit der Herren. Er malt die Atmosphäre des Hofischen, lehte, dekadente Spiegelungen des Barock mit der Technik des Kolos. Der Art nach ein moderner Watteau. Doch hat er seine Grenzen, die gerade dann am deutlichsten zu spüren sind, wenn alle seine malerischen Tugenden hell aufblühen. So auf dem Film, den er von dem Seelengottesdienst der Georgiritter aufnimmt, eine elektrifizierende, das Auge durchwirbelnde, mit Argenten feuerwerkende Kinematographie. Ein Duett von Reflexen, aber: nicht der symphonische Rhythmus, der das Eigenliche, das Spezifische solch eines Konzertes aus Schwarz und Gold, aus dumpf glühenden Flammen und fallenden Schattens umfängt. Ihn macht Cleboigt nur ahnen. Gewiß, sein Bild ist unendlich besser gesehen und gemalt als jene Pantomime, zu der einmal Arthur Dampf eine ähnliche Szene erstarrten ließ; es ist aber unbedingt weit schwächer als etwa Menzel so etwas ergriffen hätte. Natürlich, Cleboigt steht uns viel zu nahe, er ist zuviel Temperament von dem unseren, als daß er im ersten Anschauen nicht sinnfälliger, nicht sieghafter wirkte als der alte, wütige Gnom. Eine sorgfältige Abwertung zeigt aber doch schließlich, daß Cleboigt, der Anlage nach mit Menzel verwandt, wohl moderner als dieser, aber was die Qualität betrifft, leichter, süßlicher, vergänglicher ist.

Kleines Feuilleton.

Anthropologisches.

Die Rassenveränderung der Nordamerikaner. Schon vor mehr als zehn Jahren wurde von angesehenen Gelehrten die Behauptung aufgestellt, daß die Rassen-eigentümlichkeiten der in Nordamerika Einwandernden ebenso wie der dort Geborenen im Laufe weniger Generationen eine tief eingreifende Abänderung in dem Sinne erfahren, daß sie den aussterbenden Indianerstämmen immer ähnlicher würden. Man hat diese Behauptung, die in einiger Uebertreibung darauf hinausläuft, daß drüben in der Union ein neues Volk von Rothhäuten im Entstehen begriffen sei, verspottet, obwohl vereinzelte Stimmen darauf hindeuteten, daß bei der neuen Generation eine auffällige Zunahme der Körpergröße auf Kosten der Breite und eine Umgestaltung der Schädelform unverkennbar sei.

Der aus Deutschland stammende Anthropologe Professor Franz Boas von der Columbia-Universität (New York) hat im Auftrage der Einwanderungskommission an einem umfangreichen Menschenmaterial die Frage nach der Veränderung der körperlichen Merkmale der Einwandernden und ihrer Nachkommenschaft studiert und kommt zu dem Ergebnis, daß auch dann, wenn keine Blutvermischung zwischen Angehörigen verschiedener europäischer Nationen stattfindet, sehr schnell neue Rassenmerkmale auftauchen und alte verschwinden, die nach der bisherigen Lehre der Anthropologie für unabänderlich angesehen wurden. Nach seinen in einer offiziellen Regierungsdenkschrift erschienenen Mitteilungen zeigen die in Amerika geborenen Kinder von aus der alten Welt stammenden Eltern schon in den frühesten Lebensjahren deutlich erkennbare Abweichungen vom Typus ihrer Vorfahren. Die im allgemeinen rundköpfigen russischen Juden zeigen eine langköpfige Nachkommenschaft in die Welt, während die ausgesprochen langköpfigen Südeuropäer (Griechen, Spanier, namentlich aber Italiener) in Amerika Kinder zeugen, die etwas von der Langköpfigkeit einbüßen, so daß sich die Schädelformen einem Mittelwerte nähern, den man als ein von der Natur nach unabänderliches, noch nicht erkannten Ursachen diktiertes Kompromiß bezeichnen kann. Ebenso unverkennbar ist auch die Abnahme der Behaarung und die Zunahme von Defekten im Gesicht, auf die übrigens auch schon vor langen Jahren hingewiesen wurde. Auch die schärfere Modellierung des Gesichtspröfils unter Hervorhebung der Nase scheint ein unvermeidliches morphologisches Gesetz zu sein, das die Natur Amerikas über die Nachkommenschaft der Einwandernden verhängt.

Vestätigen sich die Forschungen von Boas in vollem Umfange, so muß die anthropologische Wissenschaft ihr wichtiges Gesetz von der körperlichen Unabänderlichkeit der Menschenrassen opfern, das ohnehin mit der darwinistischen Entwicklungslehre nicht recht in Einklang zu bringen ist. Die Völker tragen dann nicht mehr ihre körperlichen Eigentümlichkeiten als unveräußerlichen Besitz durch die Jahrtausende, sondern sind Kinder des von ihnen bewohnten Erdbodens, der ihnen vielleicht auch eine neue geistige Eigenart aufprägt.

Physikalisches.

St. Elmsfeuer. Im Erzgebirge wurden, wie Anton Stöhr-Keltmeris in der von Prof. Ahmann herausgegebenen Zeitschrift „Das Wetter“ (Verlag von Otto Salle-Berlin) mitteilt, in diesem Jahre wiederholt St. Elmsfeuer beobachtet. So bot sich in der Nacht vom 7. zum 8. Februar den Nachbarnorten von Bärtingen im oberen Erzgebirge ein herrliches Schauspiel. Während des herrschenden Schneesturmes glühten die Schneeflocken Goldspanden, und die Schneedecke schien glühend zu sein. Auf den Spitzen der Blühableiter sah man Feuerbüschel, und die Drähte der Telegraphenstangen sahen aus, als wären Goldfäden von Stange zu Stange gezogen. Wenige Tage darauf beobachteten zwei Männer von Sauerjad (gleichfalls im Erzgebirge) ein St. Elmsfeuer. Diese gingen spät in der Nacht nach Hause. Da sie bei der herrschenden Finsternis den festgetretenen Weg verfehlt hatten, waren sie genötigt, sich einen Weg durch den Schnee zu bahnen. Bei jedem Schritte leuchteten die Stäpeln hell auf; an den Bartenenden sowie an den Fingerspitzen der behandschuhten Hände dieser Männer zeigten sich kleine Flämmchen, und alle Fasern an den Mützen und Kleidungsstücken glühten wie Johanneswürmer in einer Sommernacht. Auch diese Erscheinung wurde während eines Schneesturmes wahrgenommen. Aus dem Elbsandsteingebirge bei Teitschen wird gleichfalls über ein beobachtetes St. Elmsfeuer berichtet. Während sich in der achten Abendstunde des 19. Februar in der sächsischen Schweiz ein Gewitter entlud, das in Teitschen nur als Wetterleuchten wahrgenommen wurde, sahen die Passanten auf der Straße von Losdorf nach Heidenstein, daß sich auf den Haaren eines Fabrikmädchens plötzlich Funken zeigten. Die Begleiter des Mädchens glaubten, daß das Haar durch einen Zufall in Brand geraten war und versuchten mit den Händen die vermeintlichen Flammen zu erlösen, was ihnen aber nicht gelang.